

werde vom Geiste Christi und veredelnd auf seine gelehrige Gemeinde weiterwirke“ (S. 258).

Eine gewisse Bewegungsfreiheit für eine kirchliche Filmzentrale gibt es in Deutschland erst seit 1946. Diese Zentrale führt den Namen „Kirchliche Hauptstelle für Bild- und Filmarbeit in den deutschen Diözesen“ und wird geleitet von Direktor Anton Kochs in Köln, der unmittelbar Bischof Berning als dem Filmreferenten der deutschen Bischöfe verantwortlich ist. Eine Nebenstelle dieser Zentrale wurde im Mai 1948 in dem „Katholischen Filmbüro München“, errichtet, dessen Leitung von Bischof Berning dem Verfasser dieser Zeilen übertragen wurde. Außerdem besteht in jeder Diözese noch eine „Diözesanstelle für Bild- und Filmarbeit“, die sich um das Lichtbild und den Schmalfilm im Unterricht bemüht.

Wichtig für die ganze katholische Filmarbeit ist, daß nicht nur die Bischöfe Priester für diesen wichtigen Teil der Seelsorge freimachen, sondern auch, daß sich fähige und opferbereite Laien finden, die diese Arbeit ausbauen und weitertragen. Praktisch heißt das, es müßten immer mehr katholische Laien die einschlägige Literatur in Filmfragen studieren, an der Ausarbeitung der Filmbesprechungen mitarbeiten und ihren Einfluß in ihrer unmittelbaren Umgebung geltend machen, so daß allmählich so etwas wie eine katholische öffentliche Filmmeinung entsteht. Sehr wertvoll wäre es, wenn nach und nach tüchtige Drehbuchautoren, Kameralleute und Regisseure heranwüchsen. Freilich muß man sich darüber klar sein, daß diese Berufe, rein wirtschaftlich gesehen, schlechte Aussichten haben (Konkurrenz durch die ausländischen Verleihfilmen!) und daß vielleicht nur jeder Hundertste die nötige Begabung und die erforderliche Charakterstärke für dieses schwierige Milieu mitbringt. Trotzdem muß ein Anfang gewagt werden, und es ist zu hoffen, daß sich einmal für dieses große Ziel der Heranbildung eines bewußt katholischen Filmnachwuchses Stifter von Stipendien finden.

Allen aber, die auf irgendeine Weise an der katholischen Filmarbeit mitwirken, gilt das Wort Pius' XI. aus der Film-Enzyklika:

„Unsere Anerkennung für alle jene kann nicht groß genug sein, die sich der edlen Aufgabe gewidmet haben, die Filmkunst auf die Höhe ihrer erzieherischen Aufgabe zu bringen.“

## **Die Stadt hinter dem Strom** **Zu dem Roman von Hermann Kasack<sup>1</sup>**

Von WERNER BARZEL S. J.

Der Archivar Robert Lindhoff, der Held des Romans, kommt in eine Stadt, deren Gebaren ihn sehr befremdet. Er braucht eine Zeit, ehe er bemerkt, daß die Stadt, in die er geraten ist, die Stadt der Toten ist. Erst nachdem er mehr und mehr von den selbstsüchtigen Vorurteilen, mit denen die Lebenden ge-

<sup>1</sup> Suhrkamp-Verlag, Berlin 1947.

meinhin behaftet sind, abgelegt hat, wird er den Toten so weit ebenbürtig, daß er sie versteht.

Der Dichter hat ihn an diesen Ort gesandt, damit er den Lebenden Kunde bringe, wie das Leben sich ausnimmt, wenn man es vom Tod aus betrachtet. Dort erst wird es richtig erkannt und sein wahrer Wert unbestechlich ermessen. Wer sich die Maßstäbe von jemand reichen läßt, der aus dem Land des Todes kommt, der wird sich in seinen Wertschätzungen sowohl wie in seinen Erwartungen nie mehr täuschen; denn er hat durchschaut, wie alles wirklich ist. So ist es der Zauber des Buches, daß sich der Leser sozusagen vom Geheimnis des Daseins ins Vertrauen gezogen fühlt, um in seine verborgenen Gesetze eingeweiht zu werden.

Woher weiß nun Kasack, wie das Leben von drüben betrachtet aussieht? Niemand war ja noch „hinter dem Strom“ und ist zurückgekehrt. Außer Einem. Aber von dem will es Kasack nicht hören. Wenn es eine Schau des Daseins gibt, die von jenseits des Todes stammt, dann ist es die der christlichen Offenbarung. Aber die läßt Kasack nicht gelten. Ihm scheint es vielmehr wichtig, „sich von dem Dogma der weißen Rasse immer klarer abzusetzen“ (485). Er weiß etwas Besseres: die Philosophie Schopenhauers und die Weisheit des Ostens.

Die Erkenntnisse, die Kasack aus der Stadt der Toten holen läßt, sind also in Wirklichkeit alle diesseits des Stromes geboren. Dante konnte sich, als er in seiner Phantasie die anderen Welten durchwanderte, auf die Botschaft verlassen, die von dort her für die, die sie annehmen, ergangen ist. Was immer er zur Ausschmückung hinzuerfunden hat, der Kern seines Gedichtes enthält die Tatsachen, die dem Glaubenden die Offenbarung enthüllt. Bei Kasack hingegen ist alles nur Dichtung. Nicht nur die Einkleidung ist ersonnen, sondern seine Aussage selbst ist nichts als Spekulation. Das muß mit aller Deutlichkeit festgestellt werden, weil es Kasack um diese Aussage noch mehr als um die dichterische Einkleidung zu tun ist. Was sich als eine Erhellung des Lebens vom Tode her gibt, ist nur eine denkende Durchdringung des Lebens vom Leben aus. Dadurch, daß Kasack seine Einsichten auf die undurchdringliche Wand des Todes projiziert, kommt das zurückfallende Licht aus keiner anderen Tiefe, als wenn er es ohne diese Spiegelung verbreitete. Das ist nicht selbstverständlich, seitdem das Licht einmal wirklich aus dem anderen Bereich zu uns gekommen ist.

Es muß nicht alles falsch sein, was einer, ohne von der Offenbarung Kenntnis zu nehmen, über das Wesen des Daseins mit Geltung für hüben und drüben aussagt. Tod und Leben sind sich nicht so fremd, daß nicht der Lebende, wenn er nur tief genug schaut, Gesetze findet, die in beiden Bereichen gelten und darum die eigentlichen Gesetze sind. Aber es könnte ihm entgehen, was für eine Bestimmung diese Gesetze haben und wohin sie führen. Das, was uns am Tode trotz aller Einblicke und Ahnungen verborgen bleibt, könnte etwas enthalten, was man eben wissen muß, wenn man etwas für Tod und Leben

gleichermaßen Gültiges ausmachen will. Die Unähnlichkeit zwischen Diesseits und Jenseits, die doch zweifellos besteht, könnte in manchen Punkten so groß sein, daß alle Ähnlichkeiten vor ihr fast belanglos werden. Als Christen wissen wir, daß es so ist. Kasack setzt mit einer Selbstverständlichkeit voraus, das Dasein sei von hier aus vollkommen zu überblicken, daß man erschrickt, wenn man daran denkt, welche Überraschungen einem solchen Erkenntnisvertrauen bevorstehen, wenn es einmal tatsächlich drüben anlangt.

Dies ist der erste Einwand, den wir gegen Kasacks Werk erheben müssen. Er enthält in sich alle anderen, die sich ergeben, wenn wir seine Einzelaussagen der Reihe nach prüfen. Wir greifen aus der Fülle des von Kasack Erörterten einen Punkt heraus.

Die Lehren Schopenhauers und Buddhas gehen eine Strecke mit dem Christentum in gleicher Richtung. Sie fordern übereinstimmend, daß das Einzelwesen auf seine Selbstbezogenheit verzichte. Aber wenn man sie fragt, von welchem Ausgangspunkt sie auf diesen Weg kamen und wohin sie auf ihm zu gelangen hoffen, geben sie Antworten, die sie wieder voneinander trennen.

Vom Christen wird verlangt, daß er sich selbst überwinde, der Ichhaftigkeit seiner Triebe entsage und sich einer über ihn hinausgreifenden Gesamtordnung einfüge. Aber die Selbstentäußerung ist ihm als schöpferische Tat aufgetragen, die, ob es gleich nicht ihre treibende Absicht ist, dem Individuum selber wieder zugute kommt. Mag die Zügelung der Triebe die Person zunächst einschränken und beengen, am Ende gewinnt sie sich selbst erst durch die freiwillige Selbstbegrenzung. Mag der Dienst an der Gemeinschaft der Einzelperson manche Möglichkeiten beschneiden, sie kommt schließlich auf keinem anderen Weg zur Entfaltung ihres Eigenlebens. Und es ist das Geheimnis der christlichen Heiligen, daß sie um so mehr sie selber wurden, je rückhaltloser sie sich an Gott verschenkten. Die christliche Selbstentsagung wird immer von der Liebe geführt, und Liebe vernichtet nie, sondern baut immer auf.

Mit der christlichen Selbstentsagung haben die Weisheiten Buddhas und Schopenhauers nur eine Ähnlichkeit auf den ersten Blick. Auch Buddha und Schopenhauer wollen, daß der Mensch sich selbst aufgibt, aber sie wollen es, weil es sich nicht lohne, daß er sich selbst besitzt. Für sie hat das Einzelwesen keine Bedeutung. Alles, was es für sich selbst unternimmt, ist sinnlos, stört nur den Fortgang des Ganzen. Das Individuum hat in sich keinen Wert. Das Beste, was es tun kann, ist darum, möglichst gründlich einzusehen, wie verkehrt es ist, an sich selbst festzuhalten, und deshalb die Individualität als etwas, das besser nicht wäre, resigniert fallen zu lassen.

Diesen Grundgedanken weiß Kasack großartig abzuwandeln und immer wieder aufs neue einzuprägen. Er läßt ihn unumwunden in Gesprächen oder Reflexionen vortragen, und er stellt ihn meisterlich in Bildern, Symbolen, Geschehnissen dar, für die ihm eine wahrhaft geniale Fülle von Einfällen zufließt.

Die Stadt hinter dem Strom ist noch nicht das eigentliche Land der Toten,

sondern eine „Zwischenwelt“ (283), in der das Individuum aus seiner Selbstbefangenheit herausgelöst wird. Das letzte Ziel der Verstorbenen sind die „nordwestlichen Randgebiete“ (180). Dort wird dann alle Individualität endgültig ausgemerzt sein. Darum gilt es, im „Brückenland“ (467) diesen Übergang ins Gestaltlose zu finden und Abschied vom Ich zu nehmen. „Das Dasein des Todes ließ kein individuelles Schicksal gelten, weder für die leibliche Form noch für die geistige. Nur für die Etappe des Übergangs wurde der Schein gewahrt“ (414). Hier bestehen also noch manche Formen von früher. Die Menschen tun noch vieles so, wie sie es vordem gewohnt waren; nur ist es hier schemenhaft, gespenstisch geworden. Es sind für die Bewohner zu bestimmten Tageszeiten eigene „Übungsstunden“ angesetzt, die den doppelten Sinn haben: „einmal durch mechanisches Training die Erinnerung an gewisse Gesten des alten Lebens wachzuhalten, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden sich immer gleich geblieben sind, und andererseits die Wichtigkeit leer laufen zu lassen, die der einzelne ihnen zu seinen Lebzeiten beimaß“ (530). Dadurch, daß Kasack hier im „Vorfeld des Todes“ (346) die Formen des Lebens noch einmal abrollen läßt, schafft er sich eine Gelegenheit, die Sinnlosigkeit und Unfruchtbarkeit dieser Formen bloßzustellen. Er gibt dem Gesicht der Stadt die Züge unserer Zeit, und er hält über sie Gericht, indem er zeigt, wie ihr Getriebe sich im Kreise bewegt: So arbeitet in der Stadt eine Fabrik fieberhaft, damit die Kunststeine, die sie produziert, je rascher sie hergestellt werden, um so emsiger von einer anderen Fabrik wieder zu Staub zermahlen werden können. Die Wirtschaft endet ihren Tauschhandel damit, daß am Schluß alle wieder so arm sind, wie sie zu Anfang waren. Dieser völlig unsinnige Geschäftsgang in der Stadt wird von einer lautlosen und anonymen Bürokratie mit unheimlicher Präzision überwacht.

In diesem Leerlauf soll das Individuelle allmählich ausklingen, damit es dann auf dem Weitermarsch ins restlose Totsein völlig erlösche. Dieser Weg ist ein „schlimmer Pfad für alle, die von ihrer eigenen Wichtigkeit nicht Abschied nehmen konnten, während ihn jene leichter bestanden, die sich im Leben schon als ein Teil der Natur, als Teil des Tao bewiesen hatten. Jedem, der sich einst einer Bewährungsprobe unterzogen und den Exerzitien des Leibes und Geistes unterworfen hatte, wie der Asket und der Mönch, der Yogi, die Nonne und der Märtyrer, kam die freiwillige Entbehrung auf dieser letzten Wegstrecke zugute“ (513). ✕

✕ Es wird vom einzelnen keine Verantwortung für sein Erdenleben verlangt. Lohn und Sühne sind Begriffe für das Leben. Es gibt nur einen „allgemeinen Ausgleich von Schuld und Nichtschuld. . . . Freilich kollektiv, also vom Ganzen her und nicht vom einzelnen Individuum aus“ (478). Alle Freiheit ist ja, soweit sie überhaupt Raum hat, nur „eine beliebte Täuschung“ (458). Wenn „dem Schöpfungsauge die Maske des Göttlichen vom Gesicht gerissen“ (126) wird, dann stellt sich heraus: „Gegen die Gesetzmäßigkeit kann nichts geschehen. Nicht einmal ein Gedanke dagegen ist möglich“ (386).

✕ Eine solche Einschätzung der menschlichen Persönlichkeit hat es nicht schwer, Schicksale und Untergänge zu rechtfertigen. So werden zum Beispiel die beiden Weltkriege mit Leichtigkeit „eingeordnet in den Vorgang dieser ungeheuren Geisterwanderung. Dieser millionenfache Tod geschah, mußte in dieser Maßlosigkeit geschehen . . ., damit für die andrängenden Wiedergeburten Platz geschaffen würde. Eine Unzahl von Menschen wurde vorzeitig abgerufen, damit sie rechtzeitig als Saat, als apokryphe Neugeburt in einem bisher verschlossenen Lebensraum auferstehen konnte“ (423).

Die Einzelmenschen sind wie Sandkörner in einem Stundenglas. „Es schien lediglich darauf anzukommen, daß sich stets eine genügende Menge im Glas befand und umgeschüttet wurde. Das Junge wurde das Alte, das Alte wieder das Junge. In seiner Einfachheit gewann der Vorgang etwas Majestätisches“ (425). Eine Einfachheit in der Tat, vor der man nur staunen kann! ✕

„Der Tod ist das Gesetz des Lebens“, (493) — „wenn es alle Menschen wieder lernten, würden sich die Verhältnisse des Lebens von selber ändern“ (520). So weit könnte der Christ zustimmen. Aber für den Christen ist der Tod kein Vorgang, in dem „der Menschegeist in die große Mütterlichkeit der Welt wieder aufgesogen“ (522) wird, damit er „frei für die Kraft des Alls zur Neugeburt“ (511) sei. Der Christ erwartet vom Tod, daß er ihm den Zutritt zum eigentlichen Dasein als Person eröffne. Freilich bedeutet Sterben auch für den Christen, das Individuelle seines irdischen Leibes an den Kosmos zurückzugeben. Aber es geschieht nicht, um sein Eigenes loszuwerden, sondern um sein Einmaliges, Persönliches nur unverlierbar zu gewinnen.

Der Christ ist nicht so leicht über den Tod zu trösten, wie es Kasack tut. Denn nicht ein harmloser „Ausgleich des Immanenten“ (479) steht ihm nach dem Tode bevor, sondern das persönliche Gericht, in dem der persönliche Gott Rechenschaft über die Leistungen und Verfehlungen fordert, die unverwechselbar dem einzelnen Menschen zugehören. Und der Christ ist zugleich getrösteter über den Tod, als Kasack nur ahnen kann, der die „Überlegenheit, die der wahrhaft Abgeschiedene kraft seiner Natur besitzt“ (516), vergeblich anpreist. Der Christ weiß, daß er im Sterben dem Angesicht des dreieinigen Gottes entgegengeht, um in der beseligenden Schau das ewige Fest seiner eigenen Vergöttlichung zu feiern. An dieser Erwartung gemessen ist der Gedanke Kasacks vom „Kreislauf der Menschheit als eines Ganzen“ (535) nichts als ein grauvoller, trostloser, erbärmlicher Stumpfsinn.

✕ Kasack ist klug genug, das auch zu spüren. In der erquickendsten Stelle seines Buches läßt er den Helden gegen die hohle Pathetik, mit der man in der Stadt von allen Seiten auf ihn einredet, aufbegehren: „Er war der Weisheit und des konzentrierten Tiefsinns satt“ (540). „Alles Tünche, . . . ein steriles Staubecken mit denselben utopischen Redensarten wie im Tagesleben! Die alten pharisäischen Salbadereien . . . Endlich durchschaue ich die Komödie! . . . Von uns, von den Lebenden, borgt ihr euch alles aus und kleidet das großartig in Worte wie vom ‚Geheimnis, daß der Tod des Lebens bedarf!‘ Wortspiele, Schattenspiele, Tricks! Lange genug bin ich auf eure grotesken Gau-

keleien hereingefallen!“ (541) Er bekommt zur Antwort ein dröhnendes Gelächter: „Die Heiterkeit steckt in der ganzen Welt“ (545).

Kasack sucht also dem stupiden Ernst seiner Lehre zu entrinnen und in dem Augenblick, wo er fühlt, daß seine Weisheit lächerlich werden könnte, dem Gegner durch Selberlachen zuvorkommen. Aber es nützt ihm nichts. Er hat sein Recht auf Ironie, auch auf Selbstironie, verwirkt. Denn wo will er sie hernehmen? Die absolute Notwendigkeit kann sich nicht selbst belächeln. Und da bei Kasack alles eherne Notwendigkeit ist, bleibt ihm kein Punkt übrig, von dem aus er dem Ganzen so überlegen wäre, daß er darüber lachen könnte. Aus dem „Vollzug eines gnadenlosen Gesetzes“ (485) kann niemand ausbrechen, auch nicht in einem Gelächter. Wenn Kasack der Ansicht ist, „daß das Prinzip der göttlichen Gnade, wie es in den abendländischen Breitenkreisen vertreten wird, um das Ungereimte der irdischen und nachirdischen Existenz zu erklären, eine Ausflucht ist, die dem System des Universums und der universistischen Daseinsordnung nicht gerecht wird“ (536), dann muß er sich auch selbst dieser „universistischen Daseinsordnung“ fügen und ihrem traurigen Ernst so lange treu bleiben, als er sich nicht dem Gott der Freiheit und der Freien zuwendet. Denn nur wo die Gnade waltet, ist Heiterkeit.

Kasack sieht richtig, daß das Abendland wie ein „von innen wurmstichig gewordenes Gebälk“ (424) zusammenzustürzen droht. Aber zu dieser Entdeckung gehört heute nicht viel. Es kommt darauf an, wie man sich zu dem Untergang stellt. Kasack heißt ihn willkommen. „Das falsche Selbstbewußtsein des Abendlandes mußte einmal tödlich zu Fall kommen.“ Ungerührt nimmt er Abschied von Europa; denn „die Selbstvernichtung, das Harakiri, das Europa im zwanzigsten Jahrhundert beging, bedeutete . . . nichts anderes als die Vorbereitung dafür, daß sich der Erdteil Asien den Zipfel wieder zurückholt, der sich für eine Weile zu einem selbständigen Kontinent gemacht hatte“ (423). Unser Heil besteht also ganz einfach darin, daß wir uns getrost von Asien wieder verschlingen lassen. Wir vergessen unsere Geschichte, wir lassen hinter uns, was uns bisher heilig war, wir hören auf zu sein, was wir sind und waren, wir wenden uns vollständig um, und was wartet unser? Asien. Keine Offenbarung, keine Botschaft, kein Heilsangebot, dem wir uns zuwenden und um dessentwillen wir uns selber aufgeben, sondern nur eine geographische Drehung. Unser Fehler war, daß wir im Westen zu westlich waren. Versuchen wir es einmal andersherum. Vielleicht haben wir mehr Glück, wenn wir im Westen Osten spielen. Fürwahr eine grandiose Lösung aller Schwierigkeiten!

Nein, die Sünde des Abendlandes ist nicht, zu westlich geworden zu sein. Ein Abfall geschieht nicht in einer Verschiebung der Breitengrade, nicht in einer Bewegung von Osten nach Westen oder von links nach rechts, sondern ein Abfall geschieht immer von oben nach unten. Nicht daß es zu wenig nach Osten geblickt hat, ist dem Abendland so schlecht bekommen, sondern daß es aufgehört hat, nach oben zu schauen, das hat es so „heruntergebracht“. Das Übel, an dem wir leiden, sitzt tiefer, als daß es von einer anderen Rasse oder

auf einem andern Erdteil uns abgenommen werden könnte. Nur ein Eingriff von oben kann uns von dem Übel erlösen. Dieser Eingriff begann im Osten, das ist wahr. Aber es ist nicht der Osten, den Kasack meint. Das Licht, das zu uns ex oriente gekommen ist, leuchtet, wenn wir nur sehen wollen, auch in unseren Breiten hell genug. Es ist so heimisch geworden in unserem Erdteil, daß wir nicht nur „gute Europäer“ bleiben können, wenn wir an ihm teilhaben wollen, sondern daß wir auf gar keinem anderen Weg gute Europäer werden, als wenn wir, die Straßen unserer Verirrung zurück, ihm wieder entgegengehen. Wer dieses Licht zu scheuen hat, wird immer im Dunkel enden. Und es ist am Ende gleichgültig, wohin er vor ihm flieht: ob nach Osten oder anderswohin.

## Shakespeares katholischer Hintergrund

Von H. MUTSCHMANN und K. WENTERSDORF

Im Anschluß an den im Maiheft 1947 erschienenen Aufsatz von Johannes Scherer über Shakespeares Christentum bringen wir nachstehend eine Reihe von Einzelheiten, die den katholischen Hintergrund des Dichters noch bedeutend stärker hervortreten lassen, als es bei der bisherigen Beweisführung für Shakespeares Katholizismus der Fall gewesen ist.

Von grundlegender Bedeutung sind die Eindrücke, die ein Mensch in der Jugend von seiner näheren Umgebung empfängt. Zunächst sei festgestellt, daß Shakespeares Eltern katholisch waren. Die gegenteilige Behauptung, der Vater, John Shakespeare, sei Puritaner gewesen, kann urkundlich in keiner Weise begründet werden. Die Eltern wurden 1557 nach dem Ritus der katholischen Kirche getraut. Unter der Regierung der katholischen Königin Maria hatte John Shakespeare verschiedene wichtige Ämter in der Stadtverwaltung von Stratford inne, was eine protestantische Einstellung ausschließt. Schon zu Lebzeiten seiner Eltern verfaßte er ein „geistliches Testament“, worin er sich als „ein unwürdiges Mitglied der katholischen Religion“ bezeichnet. Die neueste Forschung beweist, daß die gegen die Echtheit dieses Dokuments gemachten Einwände nicht stichhaltig sind. Nach der endgültigen Lostrennung der englischen Kirche von Rom im Jahre 1559 bekleidete John Shakespeare weitere Gemeindeämter, darunter 1568 auch das höchste, das des „High Bailiff“ (Bürgermeister). Diese Tatsache ist dazu benutzt worden, ihn als „konformierenden“ Anglikaner hinzustellen. Demgegenüber muß aber darauf hingewiesen werden, daß damals der Katholizismus besonders im Westen und Norden des Landes noch sehr zahlreiche Anhänger hatte, und daß somit die Entfernung von katholisch Gesinnten aus allen Stadtverwaltungen einen völligen Zusammenbruch des öffentlichen Lebens bedeutet hätte. Erst später, nach dem Aufstand des katholischen Adels von 1569, ging die Regierung dazu über, strengere Maßnahmen anzuordnen und möglichst alle Nichtanglikaner von der Teilnahme an der Verwaltung auszuschließen. Daß John Shakespeare noch einmal das wichtige Amt des stellvertretenden Bailiff bekleiden konnte, verdankte er seinem hohen Ansehen und seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten. Während dieser Amtsperiode wurden die Meßgewänder der Gilden-